

die vielen von Haus zu Haus gezogenen Girlanden, daß eben ein feierlicher Zug durch diese Straßen den Weg genommen hatte. Prachtige, seidengestickte Fahnen mit den Handwerkszeichen oder in den Stadifarben haushen sich im Winde. Vom Turmumgange von St. Marien grüßten im Sonnenschein die bischöflichen Fahnen.

Aber noch niemand ließ sich in den sonntagsstillen Straßen blicken, außer ein paar spielenden Kindern, da und dort unter den Türen und an den Steinstufen der Häuser. Die Großen waren fast ausnahmslos im Gotteshaus. So gar diejenigen, die sonst lieber den Gottesdiensten fern blieben, nicht nur, weil der damalige Pfarrer ein schlechter Priester war, sondern auch weil sie bereits mehr oder minder heimlich der neuen lutherischen Lehre anhängen, waren heute, wiewohl mehr aus Neugier, unter den Andächtigen in der Kirche. Bischof Johann der Neunte hielt an diesem Juni-Sonntag nach feierlichem Einzug und empfangener Eulbigung zum ersten Male Messe und Hochamt in seiner getreuen Stadt Bischofswerda, in der Kirche unserer lieben Frauen, die damals weit über hundert Jahre alt war und nach dem Brande auch einem Bischof Johannes ihr Neu-Entstehen dankte.

Die Kirchenporten waren noch geschlossen. Die heilige Handlung mußte bald zum Ende kommen, denn schon tönte frommer Schlußgesang machtvoll durch die geschlossenen Fenster. Noch einmal schwoll die Orgel an zu rauschenden Akkorden — horch — jetzt fielen dröhnend die Glocken ein zum erhabenen Finale! Die schweren, eichengeschnitzten Türflügel öffneten sich. Bunt und bunter ergoß sich der Menschenstrom ins Freie. Es war ein fröhliches Gewimmel zwischen den hohen Schutzmauern rings um die Kirche. Nach und nach verließ sich alles durchs Haupttor und über die steilen Stufen durch die beiden Seitenpfortchen des kleinen Gottesackers.

Eine besondere Augenweide waren die jungen Mädchen jener Tage, die zu den vielen Ketten und Ringen und Spangen, den zierlichen Haarneßen und den kunstvollen, farbenprächtigen Kleidern noch einen besonderen Schmuck trugen. Der machte sie alle noch um vieles liebreizender. Sie durften sich des Sonntags — so wollte es die damalige Sitte — einen Kranz frischer, duftender Blumen in die Stirn drücken. Freilich schützte auch solch Gewinde der Natur seine Trägerinnen nicht vor einem mißgünstigen Herzen.

Mancher neidische Seufzer folgte Agnes von Haugwitz, als sie mit Donate über die Kirchhofstreppen wieder dem Bircknerschen Hause zuschritt. Agnes nämlich trug als Edelfräulein ein künstliches Goldgeflecht mit Edelsteinen untermischt im weichen Haar, ein Vorrecht ihres Standes, auch den reichsten Bürgerstöckern untersagt. Agnes hinwiederum neidete Frau Donate heimlich die köstliche, seltsam hörnerartig ausgebuchtete Haube aus Goldgespinnst, die nur der Frau aus vornehmerm Stande zukam. Dazu stand ihr als Frau eines Tuchmachers und Rats Herrn der Goldbrokatstreifen auf ihrem scharlachenen Staatskleide ausnehmend gut.

Gewiß, die kaiserlichen Kleiderordnungen wiesen unerbitlich streng jeden in seine Grenzen zurück, aber, wie es immer unter Frauen der Fall ist, gerade der gegenseitige Neid half, sich mit den zu Gebote stehenden erlaubten Mitteln so gefällig wie möglich zu machen. Das war auch Agnes und Donate gelungen. Beide Frauen trugen nicht die spanische, sondern die stattliche deutsche Tracht. Aus dem Rot und Gold ihres Gewandes hob sich Donates Gesichtchen mit den nußbraunen Ringellocken in süßer Weichheit hervor. Agnes war in sattes Dunkelblau gekleidet, ein wenig graues Pelzwerk spielte um ihren schloßweißen Hals. Ihre Wangen glühten, ihre Augen strahlten wie schwarze Sonnen. Was für ein schöner Tag war doch heute!

Sie sah sich immer noch drüben auf der Emporkirche im geräumigen Beistuhl sitzen, in dem die Ratsmitglieder

und ihre Angehörigen dem Gottesdienst beiwohnten. Unter sich sah sie die Menge, die die weite Kirchenhalle bis auf den letzten Platz ausfüllte. Viele, viele Altäre standen in den Seitennischen, mit Blumenopfern bekränzt und stehend von Gold und Kerzenflammen. Ihre Augen grüßten den Zwölf-Voten-Altar, an dem ihre Mutter früher besonders gern gebetet hatte. Wie manches Mal hatte sie als Mägdelein mit der Mutter zusammen ihr Stücklein gelben Wachses hier zum Opfer niedergelegt!

Gerade unter ihr aber führten teppichbelegte Stufen hinauf zum Heiligtum dieser Kirche, dem Hauptaltar Beatae Virginis Mariae, der auf drei mit kostbarem Goldzierat ausgestatteten Tafeln in Reliefschnitzerei und meisterhafter Goldmalerei das Leben, den Heimgang und die Krönung der hl. Jungfrau darstellte.

Vor diesem Altar, zu beiden Seiten die weißen Knienenden Chorknaben, stand der Bischof und hielt nach der Wandlung die Monstranz empor, daß alles niederfalle und anbete. Mit dem glühenden Griffel erster Leidenschaft grub sich Agnes dies Bild ins Herz. Der Bischof, von den prunkenden, atlassenen Messgewändern umflossen, schön wie ein Erzengel im morgendlichen Sonnenlicht. Hoch über ihm, in der Mauerwölbung über dem Altar glänzte das Wappen der Stadt Bischofswerda, vier goldene Sterne im blauen Schilde und darüber zwei gekreuzte Bischofsstäbe. In seiner Hand würde er nun ruhen, der Krummstab, der über der Stadt Wohl und Wehe zu entscheiden hatte. Bischof von Meißen, ihr Jugendgepiel, ihr Hänschen! Wie nahe wohnen große Liebe und kleiner Stolz beieinander im Herzen eines liebenden Weibes! Agnes sog sich mit den Blicken fest an seinem Antlitz, das edel und schmal unter der Mitra schimmerte. Waren es heilige, waren es hochfliegende Gedanken, die in dieser Stunde hinter der unbewegten Stirn flackerten?

Agnes hatte sich noch weiter vorgebeugt. Ob dieser junge Kirchenfürst auch von der Liebe wußte, nicht von der himmlischen, nein, von der irdischen, ganz irdischen? Kannte doch Agnes selber diese Liebe, die sie meinte und ersehnte, noch nicht, sonst wäre sie nicht so lachend einem Abgrund zugeeilt. Was für ein schöner Tag doch heute war! Agnes verschränkte wohligh die Arme im Nacken: da klang eine ferne Fanfare in ihr Gemach. Das Bankett oben im Rathaus sollte beginnen. Sie mußte sich beeilen.

„insula episcopi, nämlich Eiland oder Berder des Bischofs, könnte man wohl den Namen unserer Stadt erklären. So läßt dieser Name schon wissen, daß unsere Stadt allezeit den Bischöfen in Treue zu eigen gewesen ist, ja daß wohl gar dereinst ein Bischof den Grundstein zu ihrem Bau gelegt habe.“ Also hatte der Kammerer Jakob Birckner in seinem Begrüßungsspruch bei Tische geredet, nachdem der Bürgermeister Tanner selbst schon am Morgen an der Stadtgrenze dem Bischof sein gastliches Willkommen geboten hatte.

Johannes von Haugwitz lehnte sich zurück im Sessel und überflog unter der Rede lächelnden Blickes die beiden Tafeln, an denen die Ratsherren mit ihren Ehrengästen beim Festmahl vereint saßen, das ihm zu Ehren gegeben wurde. Der Bischof atmete mit Behagen die lange nicht mehr gekannte Atmosphäre einer deutschen Stadt: Freude an dem durch Fleiß errungenen ehrlichen Wohlstand und Freude an sich selber und dem eigenen tüchtigen Wert.

Da saßen sie alle in stattlicher Reihe, die Ratsmänner, Stadtschreiber, Gemeindeältesten und die Innungsmeister Martin Beyer, Hans Meißner, Christoph Mengemann, Nikolaus Seyffert und wie sie alle heißen. Auch ihre Frauen waren geladen und zierten in ihren kostbaren Gewändern die Festtafel mehr als selbst das reiche silberne Tischgerät, das in späterer Zeit jämmerlich den Kroaten zur Beute fallen sollte. Vier Bläser und zwei Geiger spielten Weisen auf. Dem Tischtrunk wurde reichlich zugesprochen. Eine ungezwungene, zufriedene und fröhliche Stimmung sprang von